hat, daß diese „boshaft geboren wird und bis an ihr Lebensende im Bösen verharrt", schreibt er in der ersten Auflage seines „Tierlebens": „Wer also Schonung der Schlangen predigen will, muß sich wenigstens streng auf Deutschland beschränken, damit er nicht etwa Unheil anrichte. Ich meinesteils bin weit davon entfernt, diesem Gezüchte das Wort zu reden, und wäre es auch nur, weil unsere ungiftigen Schlangen hauptsächlich solche Tiere fressen (Frösche und Eidechsen), welche uns unzweifelhaft mehr nützen als ihre Räuber. Wer alle Schlangen tötet, deren er habhaft werden kann, richtet dadurch, ich wiederhole es, keinen Schaden an; wer ein einziges Mal eine giftige Schlange mit einer ungiftigen verwechselt, kann dies mit Leben und Gesundheit zu büßen haben!"

Ich bin weit davon entfernt, einem Menschen das Recht, eine Giftschlange zu töten, abzusprechen. Ja, unter gewissen Umständen kann das sogar zur unabweisbaren Pflicht werden. Wenn ich trotzdem nicht in die Worte Brehms einstimme, die die neueren Bearbeiter des „Tierlebens" übrigens wohlweislich haben fallen lassen, so tue ich das, weil neuere Forschungen ergeben haben, daß die Schauergeschichten über den ungeheuren Schaden der Giftschlangen meist maßlos übertrieben sind.

Das klassische Land des Todes durch Schlangenbiß ist Indien. Seitdem im Jahre 1869 der englische Arzt Fayrer die Zahl der durch giftige Schlangen in Indien getöteten Eingeborenen auf jährlich rund 20 000 geschätzt hatte, ist diese Zahl nicht mehr aus den amtlichen britischen Listen verschwunden. Ausgesetzte Belohnungen bewirkten, daß eine von Jahr zu Jahr steigende Zahl von getöteten Giftschlangen bei den Behörden eingeliefert wurden. Jetzt hat sich herausgestellt, daß die Inder, um eine recht hohe Zahl von Prämien erhalten zu können, die Giftschlangen in Massen gezüchtet haben. Zu gleicher Zeit aber wurde unwiderleglich nachgewiesen, daß auch nicht entfernt so viele Menschen in Indien an Schlangengift sterben, wie angegeben wurde. Genaue Kenner der dortigen Verhältnisse erklären, wie Dr. zur Straßen mitzuteilen in der Lage ist, daß den Giftschlangen nahezu jeder Menschenverlust, namentlich alle Kindesmorde, die schreckenerregend häufigen Selbstmorde der Witwen, ja so ziemlich alles zur Last gelegt wird, was das Licht der Oeffentlichkeit zu scheuen Ursache hat. Ferner werden den Steuereintreibern Personen als von Giftschlangen getötet angegeben, die später ganz munter aus ihren Verstecken hervor kommen. Dazu scheuen sich unzuverlässige eingeborene Beamte nicht, aus irgend welchen Gründen übertriebene Angaben zu machen.

Aehnlich wie mit den indischen Giftschlangen steht es mit unseren Kreuzottern. Gewiß haben wir in Deutschland Landstriche, in denen die Kreuzottern nicht selten sind. Aber wenn man einmal den Fällen ernstlich nachgeht, in denen Kreuzottern gesehen oder erschlagen worden sind, so findet man in mindestens 9 von 10 Fällen, daß es sich um eine Blindschleiche, eine Ringelnatter oder eine ebenso harmlose Schlingnatter handelt. Und was die Kreuzotternbißfälle angeht, so schrumpfen sie ebenfalls auf ganz geringe Zahlen zusammen. In den letzten Jahren haben Köhler, Wichand und Zimmermann die Kreuzotterbißfälle einer genauen Prüfung unterzogen. Dr. zur Straßen berichtet darüber in der neuesten Auflage des „Brehm" wie folgt: Nach den Ausführungen von Wichand muß daran festgehalten werden, daß ein Kreuzotterbiß den Tod eines Menschen herbeiführen kann, aber solche Todesfälle sind äußerst selten. Köhler hat Kreuzotterbisse mit tödlicher Wirkung in Sachsen innerhalb der letzten 50 Jahre nicht nachweisen können, und seine Ergebnisse werden von Zimmermann bestätigt. Köhler unterzog sich vor 18 Jahren der Mühe, über jeden in der Zeitung gemeldeten Todesfall auch außerhalb Sachsens bei den betreffenden Ortsbehörden nähere Auskunft einzuholen. Das Ergebnis war gleichfalls überraschend. Von den Antworten, die, außer von Sachsen, auch von Thüringen, Pommern, Schlesien und Hannover eingingen, bestätigte nicht eine einzige den Todesfall. In manchen Fällen hatte die Krankheit drei Tage nicht überschritten. Einige waren vollständig erfunden, und zwar gerade die mit allen gruseligen Einzelheiten ausgeschmückten. Nach Professor L. Hoffmann ist in Württemberg, wo die Kreuzotter ziemlich häufig ist, noch niemand an einem Kreuzotterbiß gestorben, und ebenso weiß auch H. Laus aus Mähren und Oesterreich-Schlesien keinen einzigen Bißfall mit tödlichem Ausgange zu verzeichnen, obwohl auch hier die Kreuzottern stellenweise sehr häufig sind.

Der Zweck dieser Zeilen soll nicht sein, die Gefährlichkeit der Kreuzotter zu leugnen; aber sie sollen den Schauergerüchten entgegen treten, die oftmals bei Nachrichten über Kreuzotterbisse entstehen, und die Nervosität beseitigen, die sich vieler Menschen bei solchen Meldungen bemächtigt.

Die Kreuzotter in Hannover ist übrigens sicherlich dem Terrarium eines Liebhabers entschlüpft. So wie heute jeder, der eine Waffe führen will, einen Waffenschein erwerben, wie man, um Gift zu bekommen, einen Giftschein vorzeigen muß, so sollte auch das Halten von Giftschlangen einer besonderen Genehmigung unterliegen. Gerade in den Wohnungen und Städten vermag eine entkommene Giftschlange größtes Unheil anzurichten. Ich spreche dabei aus eigener Erfahrung. Als Student der Naturwissenschaften hatte ich mir einmal eine sehr giftige afrikanische Hornviper kommen lassen. Sie wurde in einem heizbaren Terrarium aufbewahrt, dessen Deckel durch ein Scharnier geschlossen werden konnte. Eines Tages hatte ich den Deckel lässig geschlossen, so daß der Riegel nach innen geschlagen und ein ziemlich breiter Spalt zwischen Deckel und Glaskasten entstanden war. Durch diesen Spalt entwich die Hornviper. Nur meiner Gewohnheit, nachts, bevor ich ins Bett ging, noch einmal nach allen meinen Tieren zu sehen, war es zu verdanken, daß kein schweres Unglück geschah. Ich entdeckte in der Nacht das Entweichen des gefährlichen Reptils. Ein maßloser Schrecken befiel mich; denn in der Nacht konnte ich nicht suchen, ohne das ganze Haus in Aufregung zu setzen, zumal wir damals noch auf Petroleumlicht angewiesen waren. So wartete ich den beginnenden Tag ab. Es war glücklicherweise Mittsommer, und es wurde früh hell. Um 4 Uhr morgens fand ich dann die Schlange in einem ganz anderen Zimmer in dem dunklen, gerafften Vorhang vor einem Fenster. Sie kam sofort in Alkohol, und von da an habe ich in einem Privathause niemals wieder eine Giftschlange gehalten.

Der Kavalier.

Von Dr. Artur Landsberger.

Erna Fr. war seit zwei Jahren in einem Warenhaus angestellt. Im Krawattenlager. Arbeitete zur vollsten Zufriedenheit ihrer Chefs. Eines Tages ließ sich ein Herr Krawatten vorlegen. Er nahm ihre Hand und sagte: „Sie gefallen mir — besser als alle Ihre Krawatten." — Er schmuste, aber er kaufte nichts. Drei Tage lang wiederholte er das. Erna dachte: ein Freund ist am Ende mehr wert als die Prozente. Aber die Aufsicht hatte es längst bemerkt. Erna erhielt einen Verweis. Als der Herr am vierten Tage wieder kam, sagte Erna: „Entweder Sie kaufen oder — ich fliege." — Der Herr küßte ihr die Hand und kaufte wieder nichts. Am nächsten Tage ließ der Abteilungschef Erna kommen und überreichte ihr eine Postkarte, auf der stand: „Schnucki! es war himmlisch gestern. Erwarte Dich heute wie immer um acht. Streng' Dich in Deinem dummen Laden nicht an, sondern denke an mich."

Ernas Beteuerungen, den Absender nicht zu kennen, halfen nichts. Sie flog. Aber Erna hatte eine Freundin im Warenhaus. Als sie die eines Tages nach Geschäftsschluß abholte, sah sie den Herrn, der sie belästigt hatte. Er ging auf ein junges Mädchen zu, das in Begleitung der Freundin heraus kam. — „Erich!" rief das Mädchen von weitem und und lief auf ihn zu. Und als Erna von ihrer Freundin erfuhr, daß dies ihre Nachfolgerin im Krawattenlager war, zog sie ihre Schlüsse. Sie schrieb an den Personalchef. Der entsann sich, Ernas Nachfolgerin bei der nächsten Vakanz einen Posten zugesagt zu haben. Erich, ihr Freund, hatte diese Vakanz ohne ihr Wissen auf geschickte und gemeine Art herbeigeführt.

Hier fehlt ein Paragraph im Strafgesetzbuch. Denn damit, daß Erna den jungen Mann auf Schadensersatz verklagte und 150 Mark zugesprochen erhielt — womit sie das Geld noch lange nicht hat — ist es nicht getan.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 71 — 4. September 1929 — 4. Jahrgang

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch

24. Fortsetzung.)

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW. 6. (Nachdruck verboten.)

„Ich habe gemordet, gemordet!" rief ich ihm zu: denn ich empfand als Mord, was in Wirklichkeit ein in sinnloser Leidenschaft begangener Totschlag und viel richtiger noch Notwehr gewesen war. Ich beschwor ihn, mir zur Flucht zu verhelfen, mir eine Verkleidung zu schaffen, in der ich fliehen könnte. „Warum?" war alles, was er in seiner kühlen Art antwortete. „Du hast ein Alibi. Dein Onkel wird beschwören, daß du das Haus nicht verlassen hast. Und ich verrate dich nicht. Es wird sich schon einmal eine Gelegenheit finden, bei der du dich revanchieren kannst." Ich fing an zu hoffen, dankte ihm in überschwenglichen Worten. Und es ging wirklich so, wie er es vorhergesagt hatte. Zur Untersuchung kam es, der Tote selbst hatte durch die Aeußerung auf mich hingewiesen, daß er meine Eifersucht und mein leidenschaftliches Temperament fürchtete. Zum Glück für mich beschränkte sich das Gericht auf die eine maßgebende Frage, ob ich an dem Abend zu Hause gewesen sei oder nicht. Mein Onkel beschwor, daß ich die Wohnung nicht verlassen hätte, daß ich den ganzen Abend im Bibliothekzimmer bei der Arbeit gewesen wäre. Das entschied. Man kam zu der Ueberzeugung, daß der Tote verunglückt wäre, und ich war gerettet."

„Gerettet!" wiederholte Hedwig leise, doch ohne Befreiungston, wie ein mattes Echo. Ihr Gesicht hatte die Todesangst, die bei den furchtbaren Erinnerungen in seinen Zügen wieder aufgelebt war, gleich einem Spiegel wiedergegeben.

Müde schloß Düringer für ein paar Sekunden die Augen, dann hob er langsam den Kopf und sah Hedwig fest ins Gesicht.

„Nun ist es heraus. Du weißt nun, was du wissen solltest. Was daraus kommen wird, muß ich tragen — ich hab' es in all den Jahren gelernt, manches zu tragen."

„Zu tragen — was?"

„Er, der mir geholfen hatte, kannte seinen Preis. Anfangs, als ich selbst noch in beschränkten Verhältnissen war, blieb er ziemlich bescheiden. Vor Ostern aber starb mein Großvater, wir wurden vermögender, und nun ging er mit Bitten an, ihm die Mittel zu geben, um Schauspieler zu werden. Ich tat es, war froh, mich dankbar zeigen zu können. Darbte lieber selbst und ließ ihm zukommen, was ich erübrigen konnte. Das ging eine Zeitlang so hin. Bis er einsah, daß er es als Künstler doch nie zum Höchsten bringen würde. Das muß ihn furchtbar getroffen haben. Seit jener Zeit fing er an zu trinken, zu spielen, verlor und schrieb mir Briefe, daß ich ihm helfen sollte. Mit schweren Opfern hab' ich es immer wieder getan. Als ich ihn endlich ein paarmal abwies, ging er von Bitten zu Drohungen über. Die Kenntnis von meiner Schuld gab ihm Gewalt über mich. So hat sich's immer weiter hingezogen bis vor kurzer Zeit."

„Ich weiß es."

„Du weißt?"

„Ja — durch einen Zufall. Ich fand seine Briefe unter einer Schublade in dem alten Sekretär."

„Dort hatte ich ein paar von ihnen versteckt, um im Notfall eine Waffe gegen ihn zu haben. Wenn du sie schon kennst, kann ich es mir ja sparen, sie dir zu zeigen."

Sie antwortete nicht. Ein Schweigen trat ein, so lastend schwer, daß Düringer es gleich einem auf ihn gelegten Gewicht empfand. Ein paarmal setzte Hedwig vergeblich zum Sprechen an; endlich brachte sie eine Frage heraus.

„Du willst auch jetzt noch nicht mit anderen darüber sprechen?"

„Außer mit Rittner — nein. Ich habe geschwiegen und werde schweigen. Denn ich weiß, wenn diese Schuld bekannt wird — mag sie verjährt sein oder nicht — ist meine Stellung dahin, ich bin entehrt in den Augen der Welt. Und wenn ich selbst für mich allein es tragen wollte, um deinetwillen, um Ellis willen darf es nicht geschehen."

Er schien auf ein Wort von ihr zu warten, aber sie schwieg. So fuhr er fort:

„Ich denke in dieser Sache heute wie vorher. Der Welt gegenüber fühle ich keine Pflicht, mich anzuklagen wegen jener alten verjährten Jugendschuld. Aber wenn ich gegen alle schwieg, ich hätte dir gegenüber nicht schweigen dürfen."

Er sah sie an und sah, daß ihre Aufmerksamkeit nur halb seinen Worten gehörte, daß ihre Gedanken bei anderen Dingen weilten, die sie viel mächtiger fesselten. Sie kämpfte mit aller Kraft, sie nicht laut werden zu lassen; sie preßte die Hände fest ineinander und beugte sich nieder, als wenn sie eine mächtige Bewegung mit Gewalt unterdrücken wollte.

Dann aber brach es doch plötzlich aus ihr hervor mit leidenschaftlichen Tränen und leidenschaftlicheren Worten.

„Alles um sie — alles um sie! So lange, lange hast du sie gekannt, hast sie geliebt, sie allein!"

„Hedwig! Hedwig!"

„Ja, ja, ja — sie nur ist es gewesen, die du geliebt hast alle die Jahre hindurch. Wenn du mir von Liebe gesprochen hast, wenn ich in deinen Armen gelegen habe — du hast immer nur an die eine gedacht! Sobald sie hierherkam, hat es dich wieder zu ihr getrieben —"

„Das hat es, ich gestehe das ein. Aber es war ganz anders, als du denkst. Meine Liebe zu ihr war ausgelöscht mit einer furchtbaren Tat. Nur als ich hörte, sie wäre hier, da hat es mich doch mit Gewalt getrieben, sie wiederzusehen. Aber nicht aus Liebe. Mich trieb eine sonderbare geheimnisvolle Begierde, zu wissen, ob dieses Weib, um dessentwillen ich so Schreckliches getan hatte, denn wirklich so gefährlich und verführerisch wäre. Und ich wollte vor allem wissen, ob sie selbst einen Verdacht gegen mich hegle wegen der Tat in Nürnberg. Sie sprach nicht mehr davon, das heißt, einmal nur, als ich den Ring an ihrer Hand erblickte, den ihr Deininger geschenkt hatte. Weil sie sah, daß der Anblick mir unangenehm war, sagte sie mir, sie wolle ihn nie mehr tragen, und zog ihn vom Finger. Aber ein Verdacht gegen mich war nicht in ihr. Andere Gedanken unnd Gefühle beschäftigten sie; denn sie war jetzt in mich verliebt wie früher ich in sie. Nur für Augenblicke noch übten ihr Wesen und ihre Schönheit einen gewissen Reiz auf mich aus. Mein Herz war seit Jahren bei dir; darum bin ich an jenem Abend auch nicht zur Kunewka hinaufgegangen, die mich erwartete."

Düringer hätte nicht sagen können, ob Hedwig seine Worte gehört und verstanden hatte. Sie saß, das Gesicht in den Händen verborgen, und schluchzte stumm vor sich hin. Mitleid und Reue flammten heiß in ihm auf. Er trat leise nahe zu ihr heran.

„Höre mich, doch. Hedwig, liebe Hedwig, weine nicht so. Nun ist ja nichts Fremdes, Unausgesprochenes mehr zwischen uns. Komm', sieh mich einmal an, beruhige dich doch. Glaube mir, daß ich dich unbeschreiblich lieb habe, Hedwig, wenn ich es auch nicht mehr verdiene, von dir geliebt zu werden."

Er beugte sich zu ihr nieder, legte die Hände an ihre Schläfen, wollte sie küssen. Aber sobald sie seine Berührung fühlte, fuhr sie zurück, sprang empor und rief:

„Ich kann es nicht — oh, dies alles ist ja furchtbar!"

Damit stürzte sie zur Tür und aus dem Zimmer.

* * *

Es war schon halb neun Uhr morgens, aber Julius Rittner lag noch in seinem Bett im Hotel Continental. Er hatte vortrefflich geschlafen und seine Tätigkeit damit begonnen, daß er einen Pikkolo zur Apotheke sagte, um Emser Wasser für ihn zu kaufen. Als er ein paar Gläser davon mit heißer Milch getrunken hatte, war er noch einmal für ein Stündchen eingeschlafen, fühlte sich nun merkwürdig wohl und war sehr guter Laune, weil der drohende Katarrh im Abmarsch begriffen schien.

In diesem angenehmen Gefühl stand Rittner auf, kleidete sich, eine Melodie aus der „Bohème" pfeifend, mit langsamer Behaglichkeit an, gab Auftrag, sein Zimmer sofort in Ordnung bringen zu lassen, und begab sich dann hinunter in den Frühstückssaal, wo er sich nach englischer Art mit Beefsteak, Tee und geröstetem Brot für den Tag stärkte.

Als er wieder in sein frisch hergerichtetes Zimmer kam, war es bereits fünf Minuten vor zehn Uhr, und er hatte sich kaum eine Zigarre angezündet, als ein Klopfer an der Tür ertönte, und Bruno gleich darauf eintrat.

Rittner lud ihn mit großer Herzlichkeit zum Sitzen ein, warf aber zugleich einen besorgten Blick auf sein bleiches, umdüstertes Gesicht.

„Nun, alter Junge, habt Ihr gut gefeiert?"

„Nein. Gar nicht."

„Gar nicht? Warum?"

„Ich hatte mich in der Haft entschlossen, meiner Frau von einer Sache Mitteilung zu machen, von der ich bisher niemals mit ihr gesprochen hatte. Mir war das Bewußtsein gekommen, daß ich damit ein Unrecht begangen hatte. Meiner Frau gegenüber und ebenso dir. Anderen Menschen bin ich keine Rechenschaft schuldig, werde sie auch keinem geben. Aber euch beiden bin ich's."

„Diese Mitteilung hat euch die Freude gestört?"

„Ja. Von Freude war und ist keine Rede mehr."

„Sie wird wiederkommen."

„Ich fürchte: nein. Aber höre mich an. Ich will dir sagen, was ich gestern meiner Frau gesagt habe."

Sie setzten sich einander gegenüber auf ein paar Klubsessel, und Bruno begann seine Beichte. Rittner hörte still auf seinen Bericht, unterbrach ihn mit keinem Worte; nur auf seinem Gesichte spiegelten sich die Eindrücke von des Freundes Erzählung. Erst als Düringer zu Ende war, sprach er selbst.

„Ich brauche dir wohl kaum zu sagen, alter Junge, daß diese Vergangenheitstragödie an sich mir nicht so tragisch erscheint. Jedenfalls höchst verständlich. Um den Herrn Deininger wird es auch kaum schade gewesen sein. Wichtig ist nur, was daraus für dich entstanden ist und wie deine Frau die Sache nimmt."

„Sie verschließt ihr Gefühl wieder in sich selbst, wie sie es zu tun gewohnt ist. Ein leidenschaftlicher Ausbruch gestern, heute stumme Verschlossenheit. Eins fällt mir auf, soweit sie sich überhaupt geäußert hat. Sie scheint unter der auf mir liegenden Schuld weniger zu leiden, als darunter, daß ich die Kunewka schon vor Jahren gekannt und in jener Zeit auch wirklich geliebt habe."

„Das ist ihr gutes Recht als Frau, nach dem Gefühl zu urteilen. Und es freut mich für dich, wenn sie sich nur in ihrer Liebe gekränkt gefühlt. Solche Wolken der Liebe ziehen vorüber. Aber diese Sache müßt ihr miteinander abmachen; ihr werdet schon fertig damit werden. Ernsthafter scheint mir die Sache mit deinem Erpresser. Das ist ja ein netter Junge! Frißt Geld wie Heu, nicht wahr? Sage mir vor allen Dingen, wie du die Sache zu fingern denkst?"

„Ich denke zu tun, was ich bisher getan habe: nichts."

„Nichts?"

„Meine Frau hat vermeintliche Schande genug durch mich gehabt; wirkliche Schande will ich ihr ersparen. Der Welt gegenüber bin ich durch deine Hilfe jetzt rehabilitiert. Ich denke, mich versetzen zu lassen und kann dann weiterleben, wie bisher, ohne sichtbaren Makel auf meinem Namen, wie sich auch sonst mein Dasein gestaltet."

„Du willst weiter schweigen, diesen Lumpen weiter füttern, mit deinem guten Gelde?"

„Wenn es nötig ist, ja."

„Zeig' ihm die Zähne, schaffe dir ein für allemal Ruhe vor ihm."

„Er würde mich sofort beim Gerichte denunzieren, wenn ich das versuchte."

„Gestatte, daß ich daran sehr lebhaft zweifle. Dieser nachgemachte Student in Nürnberg und — dieser nachgemachte Regierungsrat hier sind nach der Logik der Dinge doch zweifellos identisch." Hierauf verbreitete sich Rittner ausführlich darüber, daß seines Erachtens Bruno an jenem verhängnisvollen Abend einen Doppelgänger gehabt haben müsse. Anders sei es nicht möglich, daß er von verschiedenen Personen, darunter von seiner eigenen Frau, an Stellen gesehen worden sei, an denen er gar nicht war." Rittner schloß dann: „Dein Erpresser und maskierter Doppelgänger hat also notwendig auch die arme Person, die Kunewka, ermordet — nicht wahr?"

„Meiner Ueberzeugung nach, ja. Einen positiven Beweis aber haben wir dafür nicht."

„Zweifellos ist er's. Und ein Mörder macht immer einen weiten Bogen um das Gericht. Außerdem sind Erpresser an sich immer feige Lumpen, ihrer Naturgeschichte nach. Er wird kuschen wie ein Hund, sobald er die Peitsche sieht. Niemals mehr als jetzt war er in deiner Gewalt."

„Vielleicht, — vielleicht auch nicht. Ich will es nicht auf eine Probe wagen. So lange Jahre hab' ich geschwiegen, selbst gegen Euch. Das war ein Unrecht, und ich habe jetzt versucht, es gutzumachen. Aber der Welt gegenüber will ich bleiben, der ich war."

„Also weiter schweigen?"

„Ja."

„Gut; jeder muß wissen, was ihm zuträglich ist."

„Ich hoffe, daß ich es weiß. Dich aber muß ich bitten, die Polizei nicht auf diese Spur zu hetzen."

„Das will ich dir versprechen", antwortete Rittner mit besonderer Betonung und gab ihm die Hand.

„Ich danke dir. Es hat mir wohlgetan, mich auch dir gegenüber auszusprechen. Aber jetzt muß ich gehen. Ich soll um halb zwölf Uhr beim Regierungspräsidenten sein."

„Hoffen wir, daß er dir ein kleines Pflaster auf deine Wunden legt. So ein „Ober-" vor den Regierungsrat oder dergleichen. Umsonst braucht man doch nicht unschuldig ein paar Wochen im Loche zu sitzen."

(Fortsetzung folgt)

Blutrache.

Skizze von Theo Pöppelmann.

Feth Ali, ein Perser von der Piratenküste, galt als der ausdauerndste Taucher auf den Bahrein-Inseln im Persischen Golf. Sehnig, schlank gebaut, mit feurigen, dunklen Augen.

Während die meisten einheimischen Perlfischerboote eine Besatzung von sechs bis zehn Mann aufwiesen, hatte Feth Ali nur einen Begleiter bei sich, einen Hadesi-Beduinen namens Ibn Haukal.

Erst seit einigen Wochen an der Küste, gingen die beiden still und ruhig ihrer Beschäftigung nach. Nur selten mischten sie sich unter die Insulaner. Niemandem zeigten sie ihre Ausbeute. Keinem Händler boten sie ihre Perlen an. Und doch waren sie häufig in Manama, der Hauptstadt der Insel Bahrein, zu sehen, wo sie durch die Gassen und Basare schlichen und besonders sich an den Orten aufhielten, wo die Taucher der großen europäischen Fangboote den indischen Großkaufleuten, den Banianen, ihre Perlen von gelbem Wasser zum Kauf anboten, die von Arabern und Indern sehr geschätzt sind (weiße Perlen, die auf den europäischen Märkten höher bewertet wurden, behielten die Fischer für sich).

Eines Tages betrat ein Mann von herkulischem Körperbau den Basar. Der eigentümliche Gang verriet den Seemann. Prahlerisch holte er eine Hand voll loser Perlen aus der Tasche, die er grinsend einem Händler vorhielt. Er schien angetrunken zu sein. Der brutale Gesichtsausdruck wurde noch verstärkt durch eine feuerrote Narbe, die quer über beide Backen lief.

Das Angebot des Kaufmanns mußte jedoch nicht seinen Erwartungen entsprochen haben, denn er entriß dem Banianen unvermutet die Lupe, mit der dieser die Perlen sorgfältig geprüft hatte, und zertrat das Glas fluchend unter seinen Füßen. Die Perlen wieder an sich nehmend, wollte er sich gerade mit rohem Lachen entfernen, als zwischen ihm und dem Händler eine Gestalt auftauchte, die eine unbeschreibliche Wirkung auf ihn ausübte. Das aufgedunsene Gesicht wurde aschfahl. Selbst die rote Narbe verblaßte. Sein ganzes Wesen drückte ein so tiefes Grauen aus, als sähe er einen Geist.

Vor ihm stand Feth Ali, starr, unbeweglich, die Arme vor der Brust gekreuzt, die dunklen, lodernden Augen fest auf die des Seemannes gerichtet. Ein würgender Laut stahl sich über dessen Lippen: „Suleima, Suleima" flüsterte er, dann sank er halb bewußtlos vor dem Verkaufsstande zusammen.

Als der Seemann wieder zu sich kam, war Feth Ali verschwunden. Der Fremde aber sah sich scheu nach allen Seiten um und entfernte sich dann mit hastigen Schritten, nachdem er dem Händler für die zertretene Lupe ein Geldstück zugeworfen hatte. Nach einiger Zeit betrat er aufatmend eine Hafenkneipe, wo nur Europäer verkehrten. Er hatte aber nicht bemerkt, daß an Stelle Feth Alis ihm Ibn Haukal wie ein Schatten gefolgt war und ihm auch an die Fersen geheftet blieb, als er nach zwei Stunden die Bar verließ und dem Hafen zutorkelte, wo ihn eine Gig an Bord des Fangbootes brachte, das dicht unter Land vor Anker lag.

Glutrot ging am nächsten Tage die Sonne über dem Persischen Golfe auf. Auf den Booten rüsteten sich die Fischer, ihr schweres Tagewerk zu beginnen. Ueberall sah man ihre dunklen, glänzenden Körper in der kristallklaren Flut auf und nieder tauchen. Da bahnte sich rücksichtslos ein europäisches Fangboot den Weg durch die Eingeborenenflottille, deren leicht gebaute Kanus in Gefahr gerieten zu kentern. Die lauten Verwünschungen der Fischer wurden mit rohem Lachen erwidert. Niemand an Bord des großen Fahrzeuges beachtete es, daß ihm ein kleines Boot mit nur zwei Insassen im Kielwasser folgte. Unweit der Stelle, wo der Kutter vor Anker ging, begannen auch die beiden Farbigen scheinbar nach Perlen zu tauchen. Die Europäer nahmen nicht die geringste Notiz von ihnen. Nur einmal sahen sie verwundert auf, als einer der braunen Fischer mit einem gellenden Schrei ein blitzendes Messer über dem Kopfe schwang und gleich darauf in die Tiefe stürzte. Soeben waren auf dem Fangboote die ersten Taucher abgelöst, und an deren Stelle andere Männer in ihrer schweren Ausrüstung hinabgelassen worden. Unter ihnen ein auffallend breitschultriger Riese. Niemand achtete darauf, wie nach einigen Minuten der Eingeborene wieder an der Oberfläche erschien, gewandt ins Boot sprang, den Ankerplatz verließ und hastig dem Lande zustrebte. Stille über dem Meere.

Gleichmäßig, schweigend arbeiteten die Leute an den Pumpen, ihren Kameraden in der Tiefe Luft zum Atmen zuzuführen. Zwei tödlich lange Stunden hindurch.

Stille! — Und doch lag ein Hauch, ein Raunen in der Luft. Nicht für Europäerohren bestimmt. Flüsternd ging es von Bord zu Bord: Táwad — táwad — Blutrache!

Fast unmerklich löste sich die einheimische Flottille auf. Ein Boot nach dem anderen verließ die Perlenbänke.

Verwundert bemerkte der Kapitän des Kutters das Verschwinden der Fischer. Besorgt musterte er den Horizont, ob etwa einer der gefürchteten heißen Sandstürme heran zog, die oft plötzlich mit elementarer Gewalt vom arabischen Festlande daher gebraust kamen. Aber nichts Auffälliges war zu sehen. Tiefblau glänzte der Himmel, tiefblau das Meer. Nur ein leichter Luftzug kräuselte das Wasser des Persischen Golfes.

Wieder war die Zeit der Ablösung gekommen. Eifrig arbeitete die Mannschaft an Deck. Plötzlich ein Schrei des Entsetzens. Von den drei Tauchern in der Tiefe waren nur zwei an die Oberfläche gekommen. Führungsleinen und Luftschlauch des dritten wurden leer heraufgezogen.

Abgeschnitten!

Erst nach einer halben Stunde gelang es, den Leichnam zu bergen, der durch die Strömung fortgetrieben war. Ein zweischneidiges Messer hatte den dicken Gummipanzer durchbohrt. Genau an der Stelle des Herzens. Auf dem Griff des Dolches standen die Worte „Táwad" und „Suleima" eingeritzt.

Seit dem Tage waren Feth Ali und Ibn Haukal verschwunden. Keine Nachforschung der Behörden brachte Aufklärung.

Nur im Eingeborenenviertel Manamas ging ein Raunen von Hütte zur Hütte. Väter belehrten flüsternd ihre Söhne über die Heiligkeit der Blutrache. Erzählten leuchtenden Auges vom Tode eines verhaßten europäischen Teufels, der Feth Alis Weib in Kairo heimlich an sich gelockt und als Sklavin verkauft hatte, von der man nie wieder etwas hörte.

Giftschlangen?

Von Eduard Klocke.

Kürzlich ist mitten in der Stadt Hannover ein Knabe von einer Kreuzotter gebissen worden, die einem Tierliebhaber entwichen war, so daß er in ärztliche Behandlung gegeben werden mußte. Nun werden — es ist ja die passendste Zeit dafür — bald wieder allerhand Schauermären über das „giftige Gezücht" ihre Auferstehung feiern, und des Gruselns wird kein Ende sein. Ueber wenige Tiere ist ja so viel gefabelt worden, sind noch heute im Volke so widersprechende Anschauungen verbreitet wie über die Schlangen. Das ist erklärlich hauptsächlich durch den Nahrungserwerb dieser Tiere, bei dem tödliches Gift eine so unheimliche Rolle spielt. Aber auch die Art, wie nichtgiftige Schlangen ihre Beute überwältigen, wirkt auf weiche Gemüter abstoßend. Wer es je erlebt hat, wie eine Riesenschlange ihr stets lebendes Beutetier erwürgt, begeifert und verschlingt, ja, wie auch nur unsere Ringelnatter einen lebendigen Frosch langsam in den Schlund hinein zieht, kann es begreifen, daß viele Menschen ihr Leben lang einen unüberwindlichen Abscheu vor diesen Reptilen hegen. Der Ruf „Eine Schlange!" wirkt verwirrend selbst auf sonst kaltblütige Männer, und meist ruhen sie nicht eher, als bis das unglückliche Geschöpf unter Knüppeln und Steinen sein Leben ausgehaucht hat. Auch der große Tierfreund Alfred Brehm zählte zu den Schlangenfeinden. Nachdem er sich bezüglich der Kreuzotter das Wort des alten Naturforschers Lenz zu eigen gemacht